

Weltmissionskonferenz Edinburgh 1910

Erich Geldbach

Mission und Ökumene

Die „Weltmissionskonferenz zur Erwägung missionarischer Probleme im Verhältnis zur nichtchristlichen Welt“ in der Versammlungshalle der *United Free Church of Scotland*¹ in Edinburgh vom 14. bis 23. Juni 1910, ursprünglich als „Dritte ökumenische Missionskonferenz“ geplant, wird allgemein als Initialzündung der ökumenischen Bewegung im 20. Jahrhundert betrachtet. Sie ist daher ein Meilenstein auf dem Weg der Bestrebungen zu größerer christlichen Geschlossenheit bzw. zur sichtbaren Einheit. Wenn das stimmt – und daran kann trotz unterschiedlicher Wertung der Konferenz im Einzelnen kein Zweifel bestehen –, dann lässt sich daraus als eine wichtige Erkenntnis der Schluss ziehen, dass Mission und Ökumene eng zusammengehören. Der Ruf nach Einheit ergeht mit Nachdruck von der klassischen Mission und den klassischen Missionsfeldern.

Allerdings ist Edinburgh nicht die erste derartige Konferenz, wie oft behauptet.² Der große Pionier der protestantischen Mission war der Baptist William Carey (1761–1834). Er gab durch seine Flugschrift *An Inquiry into the Obligations of Christians to Use Means for the Conversion of the Heathens* von 1792 den wesentlichen Anstoß zur Gründung der *Baptist Missionary Society*, woraus sich die Gründung weiterer Missionsgesellschaften ableitete. Carey hatte 1806 einen großen Traum, weil er meinte, alle Kirchen, die Mission betrieben, und die Delegierten der Missionsgesellschaften sollten alle zehn Jahre zu Konferenzen zusammenkommen, um Absprachen zu treffen und Rivalitäten zu vermeiden. Er schlug vor, 1810 damit zu beginnen. Als Ort der Zusammenkünfte sollte das Kap der Guten Hoffnung dienen, was nicht nur wegen des Namens, sondern auch wegen des geographischen Zusammentreffens zweier Ozeane symbolträchtig erscheint.³ Die-

¹ Die 1843 entstandene *Free Church* und die *United Presbyterian Church* hatten sich 1900 zur *United Free Church of Scotland* zusammengeschlossen.

² So Rolf Hille in seinem Editorial „Weltmission auf der Tagesordnung“, in: *evangelikale Theologie* 16/2. November 2010, 2, der sich auch sonst einige Fehler leistet, wenn er bspw. schreibt, dass in Edinburgh Repräsentanten „der christlichen Weltbünde und der jungen Kirchen Afrikas und Asiens“ zusammenkamen, was definitiv nicht der Fall war, oder dass John Mott als „Evangelikaler“ (im deutschen Gebrauch des Wortes) verrechnet wird oder dass der Internationale Missionsrat in Lake Mokon (statt Mohonk) gegründet worden sei.

³ Man kann vermuten, dass die Organisatoren des dritten Internationalen Kongresses für Weltevangalisation vom 16. bis 25. Oktober 2010 sich nicht nur auf das Datum 100 Jahre

ser vorwärtsweisende Plan kam erst genau 100 Jahre später in Edinburgh zur Durchführung. Aber man kann unschwer erkennen, wie Mission und Ökumene sich gegenseitig bedingen oder befruchten. Es gab jedoch schon vor der Tagung in Edinburgh zwei Missionskonferenzen, nämlich in London 1888 und in New York 1900, doch war keine so gründlich vorbereitet worden wie die in Edinburgh 1910. Daher sind die beiden Konferenzen davor auch weniger bedeutsam, was das missionstheologische Nachdenken über die mit der Mission einhergehenden Probleme anbelangt. Sie waren eher als Missionsfeste organisiert und leisteten einen wichtigen Beitrag zur Aktivierung von Laien und zum Bewusstmachen der Aufgaben einer christlichen Mission.

Die Bedeutung der Konferenz von Edinburgh

Es lassen sich Faktoren auflisten, die besonders deutlich die richtungsweisende Bedeutung von Edinburgh vor Augen führen:

1. Ein international zusammengesetztes Komitee bereitete die Konferenz minutiös vor, u. a. durch die Versendung von Fragebögen an über 600 Missionare und deren sorgfältige Auswertung, die in Kommissionen geschah. An der Spitze der Kommissionen standen jeweils hervorragende Wissenschaftler oder leitende Persönlichkeiten in Kirchen und Missionsgesellschaften.
2. Insgesamt waren acht Kommissionen gebildet worden, deren ausgearbeitete Berichte die Grundlage der Konferenz bildeten. Die Berichte wiederum versuchten die Auswertungen der Fragebögen weitgehend einzubeziehen. Die acht Themen waren
 1. Die Ausbreitung des Evangeliums in die ganze nicht-christliche Welt;
 2. Die Kirche auf dem Missionsfeld;
 3. Die Erziehung bzw. Bildung in Bezug auf die Christianisierung des nationalen Lebens;
 4. Die christliche Botschaft im Verhältnis zu den nicht-christlichen Religionen;
 5. Die Vorbereitung der Missionare;
 6. Die Heimatbasis der Missionen;
 7. Missionen und Regierungen und schließlich
 8. Zusammenarbeit und Förderung der christlichen Einheit.
3. Ein vollzeitlicher, besoldeter Sekretär, der Schotte Joseph Houldsworth Oldham (1874–1969), war berufen worden. Er hatte einige Zeit in Indien verbracht, dann in Edinburgh und später in Halle bei Gustav Warneck stu-

nach Edinburgh besannen, sondern auch auf Careys Vorschlag des Orts der Zusammenkunft.

diert. Die Vorbereitungen verlangten von ihm viel Geschick im Umgang mit selbstbewussten Kirchenleitern und Missionsdirektoren und -sekretären sowie Organisationstalent zur Durchführung der Sitzungen verschiedener Ausschüsse und Unterausschüsse.⁴

4. Der US-amerikanische methodistische Laie John R. Mott (1865–1955)⁵ wurde zum Vorsitzenden der Konferenz gewählt. Das Zusammentreffen von Oldham und Mott kann nur als eine günstige Fügung gesehen werden, weil sich beide Männer hervorragend ergänzten. Der gekonnten Verhandlungsführung Motts ist es zuzuschreiben, dass es gelang, ein Mammutprogramm durchzuführen. Rigoros achtete er darauf, dass kein Delegierter die zugewiesene Zeit von sieben Minuten pro Diskussionsbeitrag überschritt. Durch seine persönliche Ausstrahlung verbreitete er einen großen Enthusiasmus. Mott war auch Vorsitzender der Kommission I.

5. Die Delegierten waren weniger nach kirchlicher Zugehörigkeit als vielmehr nach ihrer Qualifikation, Erfahrung und Zugehörigkeit zu einer Missionsgesellschaft ausgewählt worden. Die Zahl richtete sich nach den finanziellen Ausgaben, die eine Missionsgesellschaft für die Missionsarbeit aufwendete. Die Zusammensetzung verweist auf etwas, was sich bei den Themen bereits zeigt, was aber hier überdeutlich wird: Die Konferenz war eine einseitig westlich ausgerichtete Tagung. Brian Stanley, dessen Buch *„The World Missionary Conference“*, das zum einhundertjährigen Jubiläum verfasst wurde und eine umfassende Darstellung der Vorgeschichte und des Ablaufs der Konferenz gibt, geht von insgesamt 1.215 Delegierten aus, von denen 509 von britischen, 491 von US-amerikanischen, 169 von kontinentaleuropäischen und 27 von australischen und südafrikanischen (weißen) Missionsgesellschaften entsandt wurden. Man wird daher noch weiter einschränkend sagen müssen, dass die Tagung keine „westliche“, sondern vielmehr eine fast rein anglo-amerikanische Veranstaltung war, weil auch die australischen und südafrikanischen Delegierten dem britischen Kulturkreis zuzurechnen sind. Pläne, etliche Vorbereitungstagungen etwa in den Niederlanden oder in Deutschland durchzuführen, wurden mit Rücksicht auf die Sprache verworfen: Es war unkomplizierter, sich der englischen Sprache zu bedienen, womit gleichzeitig Menschen, die eine andere Sprache sprechen oder die des Englischen unkundig waren, ausgeschlossen wurden.

6. Einige Missionsgesellschaften waren dem Vorschlag des Vorbereitungsausschusses gefolgt, „ein oder zwei Einheimische“ in ihre Delegationen aufzunehmen, wenngleich die meisten Gesellschaften selbst dieser beschei-

⁴ Über ihn vgl. Keith Clements, *Faith on the Frontier: A Life of J. H. Oldham*, Edinburgh und Genf 1999.

⁵ Eine umfangreiche Biographie liegt vor von Charles H. Hopkins, *John R. Mott 1865–1955: A Biography*, Grand Rapids und Genf 1979.

denen Aufforderung nicht nachkamen. Man meinte, Delegierte aus den „jungen“ Kirchen seien noch nicht reif genug, an einer solchen Konferenz teilzunehmen. „In zehn Jahren“, schrieb z. B. der Sekretär der *London Missionary Society*, Ralph Wardlaw Thompson, „hoffe ich, dass sich eine Entwicklung unabhängigen kirchlichen Lebens entwickelt hat, die es notwendig erscheinen lässt, eine Vertretung aus verschiedenen Teilen der Welt zu haben.“⁶ Eine verschwindend kleine Zahl kam nach Edinburgh aus Ländern, um deren Missionierung man besorgt war und um deren willen man die Konferenz organisierte. Von ihnen kamen 18 aus Asien und einer aus Ghana.⁷ Insgesamt lässt sich feststellen, dass der afrikanische Kontinent so gut wie keine Aufmerksamkeit erhielt.⁸ Um so mehr standen asiatische Länder, vor allem China, Indien, Japan und Korea im Mittelpunkt. Sie galten als Länder mit hoch stehenden Kulturen und mit aufstrebenden Universitäten sowie anderen Bildungseinrichtungen, so dass man mit dem Entstehen einer gebildeten Mittelschicht rechnen konnte, die man für das Christentum zu gewinnen suchte. Demgegenüber galten die Afrikaner als „rückständig“, „kindlich“ und ungebildet. Zwar seien Missionsschulen nötig, um eine gewisse Bildungsstufe einzuführen, aber in Bezug auf die afrikanischen Länder rechnete man in größeren Zeitläufen. Dagegen drängte in Asien die Zeit zur Missionierung, wozu die Bildung ein Instrument darstellte.

7. Nicht wenige Delegierte kamen aus der Christlichen Studentenmissionsbewegung oder aus dem Christlichen Verein Junger Männer (*Young Men's Christian Association*). Das betraf auch John Mott und ‚Joe‘ Oldham, die sich daher bei der Vorbereitung und Durchführung der Tagung auf einige, ihnen bekannte und getreue Mitstreiter stützen konnten.

8. Der anglo-katholische Flügel der Kirche von England, vor allem repräsentiert durch den Bischof von Birmingham Charles Gore und die *Society for the Propagation of the Gospel* (SPG), hatte die Teilnahme anglikanischer Persönlichkeiten nur durch das Zugeständnis erzwungen, dass Lateinamerika nicht als ein Missionsgebiet zu betrachten sei, sondern römisch-katholisches Territorium, wo es keine Aufgaben der Mission zu lösen gäbe. Mission wäre dort nichts anderes als Proselytismus, d. h. das Abwerben von Christen einer bestimmten Kirche, hier also der römisch-katholischen Kirche, für eine andere, protestantische Kirche. Auch durften Fragen von „Glauben und Kirchenverfassung“ (*doctrine and church polity*) nicht erörtert werden, weil man keine inner-christlichen theologischen Streitigkei-

⁶ Zitiert bei Brian Stanley, *The World Missionary Conference*, Edinburgh 1910, Grand Rapids 2009, 103.

⁷ Ebd., 12; Stanley gibt allerdings auch an, dass andere Zahlen im Umlauf sind. Unter den Delegierten waren 207 Frauen, ebd., 73.

⁸ Vgl. den Abschnitt *The Virtual Absence of Africa*, ebd., 97–102. Stanley macht geltend, dass dieser Sachstand nicht auffiel, weil etliche Schwarz-Amerikaner zugegen waren, die offenbar als „Afrikaner“ und nicht als „Amerikaner“ gerechnet wurden.

ten zulassen wollte, vor allem aber, weil diese Fragen in den Zuständigkeitsbereich der jeweiligen Kirchen gehörten, nicht aber auf eine internationale Missionskonferenz.

9. Das Letztere gab aber den Anstoß zur Bildung der „Bewegung für Glauben und Kirchenverfassung“ (*Faith and Order*), die 1927 zuerst in Lausanne tagte. Hier wie auch bei der 1925 in Stockholm in Erscheinung tretenden „Bewegung für praktisches Christentum“ (*Life and Work*) waren inhaltliche Verknüpfungen zu Edinburgh sowie personelle Verflechtungen, nicht zuletzt in den Personen Oldham und Mott, ausschlaggebend. Die Ausstrahlung von Edinburgh bezieht sich daher nicht nur auf die Mission, sondern auch auf die Bewegungen für „Praktisches Christentum“ und „Glauben und Kirchenverfassung“. Diese drei Bewegungen gelten als Grundlage oder Quellströme der ökumenischen Bewegung und kamen alle in dem 1948 entstandenen Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRK = *World Council of Churches* = WCC) zusammen. Von daher ist es richtig, Edinburgh als Quellgrund der Ökumene des 20. Jahrhunderts zu bezeichnen.

10. Die Konferenz war jedoch nicht „ökumenisch“, weil weite Bereiche der Christenheit nicht vertreten waren. Das betraf besonders die römisch-katholische Kirche und die orthodoxen sowie die ‚altorientalischen‘ Kirchen. Der Vorbereitungsausschuss hatte daher auch auf das ursprünglich vorgesehene Wort „ökumenisch“ („Dritte ökumenische Missionskonferenz“) verzichtet. Auf der Tagung wurde jedoch das Grußwort des Bischofs Geremia Bonomelli von Cremona verlesen. Die Worte des 79 Jahre alten italienischen Bischofs hinterließen bei den ansonsten „protestantischen“ Delegierten einen nachhaltigen Eindruck. Ein Freund des Bischofs war der junge Priester Angelo Giuseppe Roncalli, der 1958 zum Papst gewählt wurde und als Johannes XXIII. völlig überraschend das Zweite Vatikanische Konzil (1962–1965) einberief.⁹

11. Die Tagung war aber auch nicht „ökumenisch“ im geographischen Sinn, d. h. dass sie als bedeutsam für die gesamte bewohnte Erde angesehen werden müsste. Von den Überlegungen zu den Missionsbemühungen blieben die sog. „christlichen“ Länder ausgespart. Daraus erhellt, dass es betont darum ging, das „Christentum“ dem „Heidentum“ gegenüberzustellen und daraus neue Anstöße für die Mission zu gewinnen.

12. Neben den erwähnten Bewegungen für „Praktisches Christentum“ und „Glauben und Kirchenverfassung“ ist die Bildung eines Fortsetzungsausschusses mit Oldham und Mott an der Spitze als nachhaltig für die christliche Missionsarbeit hervorzuheben. Dessen Arbeit wurde zwar durch den Ersten Weltkrieg unterbrochen, fand aber 1921 mit der Gründung des Internationalen Missionsrates in einem Hotel am Lake Mohonk im Staat

⁹ Brian Stanley, wie Anm. 6, 12.

New York seinen organisatorischen Niederschlag. Der Ort hat eine gewisse Symbolkraft. Das Hotel wurde zwischen 1879 und 1910 von den Zwillingbrüdern Albert und Alfred Smiley in einem aus dem kleinen, aber tiefen See gewaltig herausragenden Felsbrocken errichtet. Die Brüder gehörten zu den Quäkern und hatten das Ziel im Auge, für viel beschäftigte bzw. reiche New Yorker ein naturverbundenes Refugium zu bieten. Mott hatte durch seine Kontakte, nicht zuletzt auch zu reichen Industriellen, diesen Ort in der Abgeschlossenheit und Schönheit der Natur ausgewählt.¹⁰

Die Weltsicht

Für die große Mehrzahl der Delegierten zerfiel also die Welt in einen christlichen, nicht mehr zu missionierenden „Westen“, wozu auch Lateinamerika gezählt werden musste, und einen noch zu missionierenden „Osten“, was auch Afrika einschloss. Man wählte sich an einem Wendepunkt der Geschichte. In der Rückschau sah man das 19. Jahrhundert als das „große Jahrhundert der Expansion des Christentums“ an. So hat es später auch der bedeutende amerikanische Kirchenhistoriker Kenneth Scott Latourette von der Yale University beschrieben¹¹ und so könnte man in globaler Perspektive argumentieren, wenngleich für viele kontinentaleuropäische Augen und Ohren das 19. Jahrhundert als das Jahrhundert der großen Entchristlichung erscheinen mag: Die Französische Revolution markierte den Beginn einer „*de-christianization*“, die reaktionären Kräfte nach den napoleonischen Kriegen können diese Entwicklung trotz des Zusammengehens des orthodoxen Zaren von Russland, des römisch-katholischen Kaisers von Österreich und des protestantischen Königs von Preußen in der Heiligen Allianz nicht aufhalten, die deutsche Revolution 1848 mit ihrem Willen zur Demokratie und Einhaltung von Menschenrechten wird von kirchlicher Seite strikt abgelehnt, das entstehende Proletariat entschwindet den Kirchen und gerät unter den Einfluss anti-kirchlicher Kräfte der Gewerkschaftsbewegung und der Sozialdemokratie. Letztere schrieb in ihrem Parteiprogramm fest, dass Religion keine öffentliche, sondern eine rein private Angelegenheit sei.¹²

¹⁰ Vgl. mein Buch: *In Gottes eigenem Land. Religion und Macht in den USA*, Berlin 2008, 227 f; dort auch ein Bild des heutigen Hotels Mohonk Mountain House. Auf dem Flur zum großen Speisesaal hängt an einer Wand das Bild John Motts in einer Reihe von prominenten Gästen des Hotels.

¹¹ Die sieben Bände *A History of the Expansion of Christianity* sind eine erste globale Kirchengeschichte unter dem Aspekt der Ausbreitung. Eine einbändige deutsche Ausgabe erschien 1956 in Göttingen (Geschichte der Ausbreitung des Christentums) in der Übersetzung von Richard M. Honig. Die Kapitel IV bis VI (S. 120–330) beschreiben das 19. Jahrhundert als „Das große Jahrhundert“. Das 20. Jahrhundert wird abgehandelt unter dem Titel „Vorwärts durch Sturm“.

¹² Diese Sicht ist zwar falsch, aber auf dem Hintergrund einer reaktionären Kirchenpolitik seitens der deutschen Länder und der Landeskirchen sowie der römisch-katholischen Kirche verständlich.

Die Linke in Gestalt der KPD war ohnehin durch ihre Kirchenväter Karl Marx und Friedrich Engels anti-kirchlich eingestellt.

Diese Sicht des 19. Jahrhunderts steht im Gegensatz zu einer optimistischen Weltsicht, wie sie etwa John Mott vertrat, der meinte, die seiner Generation wie jeder Generation vom Herrn der Kirche übertragene Aufgabe einer „Evangelisation der Welt in dieser Generation“ sei jetzt machbar. Dieser Slogan Motts und der Studentenbewegung darf nicht endzeitlich verstanden werden in dem Sinn, dass die jetzt lebende Generation die letzte wäre, der diese Aufgabe der Weltevangelisation zufällt, bevor das endzeitliche Reich Gottes anbricht¹³, sondern diese Aufgabe der Globalisierung des Christentums besteht seit den Anfängen der Kirche und ist jeder Generation neu aufgetragen. Amerikanischer Optimismus und Pragmatismus führten Mott zu der Annahme, dass jetzt die „glorreichste“ Epoche der christlichen Geschichte eingeleitet werden könnte. Unter diesem Motto einer glorreichen Evangelisation der Welt in dieser Generation stand die Konferenz; sie sollte die Weichen für eine bisher nie erreichte Expansion des protestantischen Christentums stellen und diene der Mobilisierung aller Kräfte für dieses hochgesteckte Ziel.

Die Nachwirkungen der Konferenz bei John R. Mott

Ausgangspunkt der Nachwirkungen ist das schon mehrfach erwähnte Faktum, dass die ganz große Mehrzahl der Delegierten die Welt als zweigeteilt betrachtete: der christianisierte Teil stand dem noch zu missionierenden Rest der Welt gegenüber. Weil das Christentum seinem Wesen nach und aufgrund des Auftrags seines Stifters nicht einer bestimmten Nation gehört, sondern die einzige Religion für die ganze Menschheit ist, muss jetzt ein umfassender Plan ausgearbeitet werden, damit das Christentum seine Aufgabe erfüllen kann. Oldham und Mott waren davon überzeugt, dass die neue „Missionswissenschaft“ und die sozialwissenschaftlichen Methoden die Grundlage bilden würden, worauf sich in Zukunft die missionarischen Bemühungen stützen müssten. Es geht nicht darum, unter stereotypen Gefühlsausbrüchen angesichts der „armen Heiden“ Mission zu betreiben, sondern neue, wissenschaftlich abgesicherte Methoden zu entwickeln, um der gewaltigen Missionsaufgabe in der Welt gerecht zu werden.

Brian Stanleys oben mehrfach herangezogenes Buch über die Edinburgher Tagung ist eine unter heutigem Gesichtswinkel verfasste, genaue und mit neuem Archivmaterial aufgearbeitete Studie, in der man die Vorbereitungen und die Ergebnisse im Einzelnen nachlesen kann. Den acht

¹³ In seiner Eröffnungsansprache hat freilich der anglikanische Erzbischof von Canterbury dies mit gewissen Einschränkungen gesagt: „*It may well be* [das ist die Einschränkung] *that there be some standing here tonight who shall not taste of death till they see the Kingdom of God come with power.*“ Zitiert bei Brian Stanley, wie Anm. 6, 1, der diese Redeweise als für den modernen Leser „*absurdly hyperbolic, if not downright arrogant*“ kennzeichnet, 2.

Themen ist jeweils ein ganzes Kapitel gewidmet, so dass die Argumentationsmuster und die Ergebnisse säuberlich aufgearbeitet sind. Im Folgenden soll daher auf diese Details nicht näher eingegangen werden, sondern es soll ein Buch herangezogen werden, das die Konferenz aus damaliger Sicht zusammenfasst. Geschrieben hat es John Mott, der Vorsitzende der Edinburgher Tagung, der als Student auf einer Konferenz des Evangelisten Dwight Moody (1837–1899) zu den ersten einhundert Studenten gehörte, die sich begeistert für die Missionsaufgabe entschieden hatten. Kurz nach der Edinburgher Konferenz erschien sein Buch „Die Entscheidungsstunde der Weltmission und wir“.¹⁴ Mott betrachtet es als eine Pflicht der Kirche seiner Zeit, das alte, aber unentschuld bare Versäumnis früherer Jahre endlich abzutragen und einen Missionsplan aufzustellen, der die ganze Menschheit in die Aufgabe einer Evangelisation einbezieht. Er ist sich durchaus der „ungeheueren Größe der Aufgabe“ (89) bewusst und zählt dazu nicht nur die Hunderte von Millionen Menschen, denen die Kirche das Evangelium schuldet, sondern auch die Schwierigkeiten des Klimas, der sozialen Lage der Völker, des Grades ihrer Zivilisation, der fehlenden Bibelübersetzung in viele Sprachen, der Rassen- und Kastengegensätze, des Aberglaubens und der verwerflichen Sitten und Gebräuche (89 f).

Die „nahezu unlös bare“ scheinende Aufgabe besteht in nichts Geringerem als dem Leben der nicht-christlichen Völker „eine neue Richtung zu geben“. Das kann nur gelingen, wenn „ein angemessener Plan“ entwickelt wird. Er muss „in umfassendem Weitblick, vollendeter Gründlichkeit, strategischer Weisheit und methodischem Vorgehen der einzigartigen Weltlage gerecht werden“ (90). Zu allen Bereichen – Weitblick, Gründlichkeit, Weisheit, Methodik – gibt Mott grundsätzliche Erwägungen zu bedenken. Insofern ist das Kapitel, in dem er nähere Einzelheiten zu dem Plan kundtut, das Herzstück des ganzen Buches. Der Plan, den Mott verfolgt, ist von universaler, weltumspannender Weite. Dabei fallen besonders die noch unbesetzten Arbeitsfelder in der nicht-christlichen Welt ins Auge. Jeder Landstrich und jedes Land muss in die Planungen einbezogen werden, seien es Länder oder Landstriche, die abseits aller bisherigen Bemühungen liegen oder seien es Länder, die unmittelbar an jetzt schon bediente Missionsgebiete angrenzen. Nach den Überlegungen der Kommission I der Edinburgher Konferenz ist „die Bevölkerungszahl dieser von den heutigen Missionsfeldern leicht erreichbaren Länder noch größer als diejenige der noch völlig unbesetzten Gebiete“. Um möglichst effektiv zu arbeiten, sollten die Missionsgebiete „nach sorgfältiger Prüfung“ so aufgeteilt werden, dass jeder Missionsgesellschaft ein ihr zugemessenes Gebiet auch „definitiv übertragen“ werde (93). Dabei sollten auch gerade die schwierigsten Gebiete in die Überlegungen einbezogen werden. Sie zu vermeiden, wäre „Untreue

¹⁴ John R. Mott, *Die Entscheidungsstunde der Weltmission und wir* (Handbücher zur Missionskunde Bd. 4) Basel 1914 (3. Aufl. der autorisierten deutschen Übersetzung). Die Nachweise der Zitate werden im laufenden Text in Klammern eingefügt.

gegen den Herrn Jesus“. Es ist keine Frage, dass gerade die vom Islam beherrschten Gebiete dazu gehören (96).

Neben diesem globalen *approach* gilt es, das Evangelium nicht oberflächlich, sondern gründlich zu verbreiten. „Es könnte keine größere Gefahr für die christliche Kirche selbst geben, als die Verbreitung eines mangelhaften Christentums“ (97). Unerlässliche Bedingung für „ein weises und gründliches Planen“ ist ein eingehendes Studium der Missionsgeschichte und die Missionsprobleme heute. Es bedarf „Denker und Männer mit staatsmännischem Blick“.

Das dritte Erfordernis ist eine angemessene Strategie. Motts Überlegungen dazu sind besonders interessant. Er hebt Länder und Völker wie z. B. China¹⁵ und Japan¹⁶ hervor, deren Gewinnung für Christus die Aufgabe, „andere Völker zu erreichen, wesentlich erleichtern wird“ (98). Unter den Gesichtspunkten, die eine Strategie leiten sollten sind: die „Zugänglichkeit, Erschlossenheit und Empfänglichkeit eines Volkes“¹⁷, die Folgsamkeit eines Volkes¹⁸, die Bevölkerungsdichte¹⁹, frühere Versäumnisse²⁰, grobe Unwissenheit, soziale Bedrückung und geistliche Not²¹. Darüber darf man freilich auch nicht die „schwierigsten Gebiete der nichtchristlichen Welt“ vergessen. Insbesondere haben „die Länder, in denen der Islam herrscht, ein unanfechtbares Anrecht an die Mission der christlichen Kirche.“ Dies gilt um so mehr, wenn man die Gefahr erkennt, dass es dem Christentum feindliche Mächte gibt, die zur Konkurrenz werden könnten. Äquatorial-Afrika ist ein solch umstrittenes Gebiet: „Es ist jedem Beobachter klar, daß, wenn das Christentum seine Wirksamkeit nicht auf alle Stämme dieses Teils von Afrika ausdehnt, das Land in kurzer Zeit dem Islam verfallen wird.“ (100 f.)

Was Mott hier zusammenfassend erklärt, hatte die Kommission I der Edinburgher Konferenz als Ergebnis der Beratungen vorgelegt:

„Die Kommission möchte die Aufmerksamkeit auf die folgenden Missionsgebiete lenken, als solche, in denen energische Fortführung der Missionsarbeit besonders dringlich erscheint:

1. Gebiete, welche die Fürsorge und Mitarbeit der ganzen christlichen Kirche erheischen:

a) In China ist zurzeit eine einzigartige Gelegenheit voll weitreichender Folgen für die Zukunft nicht allein Chinas und des ganzen Ostens, sondern auch für die Zukunft der ganzen Christenheit.

¹⁵ Die Chinesen nennt er „Angelsachsen des Ostens“ (99).

¹⁶ Japan werde nach Motts Einschätzung „in intellektuellen und moralischen Fragen, wie auch auf dem Gebiet der materiellen Zivilisation“ die führende Nation des Orients werden.

¹⁷ Hier nennt er die heidnischen Völker Afrikas.

¹⁸ Hier führt er Korea und die Mandchurei an.

¹⁹ Als Beispiele dienen ihm die Tschengtu-Ebene in der westlichsten Provinz von China, die Täler des Ganges und Nils.

²⁰ Z. B. weite Strecken im Sudan.

²¹ Wie Bewohner der Inseln im Großen Ozean, die Paria in Indien, die Aussätzigen und und Ureinwohner von Holländisch-Indonesien.

b) Der bedrohliche Fortschritt des Islam in Äquatorial-Afrika legt der Kirche Christi die Frage zur Entscheidung vor, ob der schwarze Erdteil Mohammed angehören soll oder Christus.

c) Die nationalen und religiösen Bewegungen in Indien, welche jene alten Völker zu einem lebhaften Bewusstsein ihrer Bedürfnisse und ihrer Entwicklungsmöglichkeiten erwecken, sind ein lauter Weckruf an die christliche Mission, ihre Arbeit zu erweitern und zu vertiefen.

d) Die Probleme der mohammedanischen Länder, besonders in Vorderasien, die bis vor kurzem nur in geringem Maße die Beachtung der ganzen Kirche gefunden haben, sind in unerwarteter Weise in den Vordergrund gerückt. Sie beanspruchen dringend das Interesse wegen der Neuheit der Verhältnisse, welche die ungeheuren Umwälzungen in der Türkei und in Persien geschaffen haben. Es ist eine der Hauptaufgaben der christlichen Kirche in unserer Zeit, dieses Problem in angemessener Weise zu lösen.

Gebiete, welche nicht das Interesse der ganzen Kirche in Anspruch nehmen, die aber eine vermehrte Tätigkeit derjenigen Missionsgesellschaften erfordern, die dort bereits an der Arbeit sind.“

Genannt werden Korea, Japan, Holländisch-Indien, Siam, Laos, Melanesien, Neuguinea und andere Inseln sowie „Gebiete des heidnischen Afrikas“. Der Bericht der Kommission fährt fort:

„Die schnelle Auflösung der animistischen Religionen und des Fetischglaubens der Urvölker in den meisten in die obige Liste aufgenommenen Ländern bietet ein wichtiges Problem. Die meisten dieser Völker werden in der nächsten Generation ihren alten Glauben aufgegeben haben und werden diejenige Kulturreligion annehmen, mit der sie zuerst in Berührung kommen. Die Kirche trägt eine große Verantwortung, ihnen das Evangelium als den allein ausreichenden Ersatz für ihren zerbröckelnden Glauben zu bringen.“

Die Kommission weist ausdrücklich den Eindruck zurück, als könne die Kirche die Missionierung der vielen Länder angesichts mangelnder Ressourcen nicht vornehmen. Das Gegenteil ist vielmehr der Fall. Die Kommission verfällt in eine martialische Sprache, wenn sie erklärt: „Was vor allem nottut, ist geregelter, anhaltender Vormarsch auf der ganzen Linie, wobei alle Kräfte verwertet und vervielfacht werden müssen, bis sie ausreichend sind für die Bedürfnisse der ganzen Welt.“ Die missionarische Globalisierung bedeutet nichts weniger, als dass keinem Volk oder Stamm das Evangelium vorenthalten werden darf.

Mott zieht daraus weitere strategische Folgerungen: In erster Linie kommt es darauf an, sich auf die Schüler und Studenten zu konzentrieren. Sie sind die künftigen Leiter der Nationen, ja Lehrer und Gelehrte haben im Osten „noch größeren Einfluss als im Westen“. „Es gibt deshalb, im Lichte der erfolgreichen Missionsstrategie betrachtet, kaum etwas Wichtigeres als die Christianisierung der studierenden Klasse“ (104). Als nächstes gilt es nach Mott, sich der kaufmännischen Klassen zuzuwenden. Dies ist deshalb strategisch wichtig, weil es das Ziel sein muss, dass die „Eingeborenen-Kirchen“ sich von den Missionsgesellschaften bzw. den sendenden

Kirchen abnabeln müssen, um sich selbst zu unterhalten. Diese Ansicht beruht auf einer Missionstheorie, die von einem Engländer und einem Amerikaner unabhängig voneinander entwickelt worden war. Der eine war der evangelikale Anglikaner Henry Venn (1796–1873), der Direktor der *Church Missionary Society* war, und der andere war Rufus Anderson (1796–1880), ein Kongregationalist, der im Stab des *American Board of Commissioners for Foreign Missions* tätig war.²² Der Grundgedanke ist, dass die Missionskirchen sich „indigenisieren“ müssen, d. h. dass sie je in ihrer Kultur eine vitale Eigenständigkeit anzustreben haben. Damit sollte eine koloniale Abhängigkeit im Sinne einer noch nötigen Vormundschaft, wie es viele Missionare paternalistisch ausdrückten, überwunden werden. Drei Kriterien sollten den indigenen Charakter einer Missionskirche sichern helfen: *self-administrative, self-supportive, self-propagating*, also die sog. „Jungen Kirchen“ sollten sich selbst verwalten, sich selbst finanzieren und sich selbst ausbreiten. Mit dieser „Drei-Selbst-Formel“ suchte die Missionsbewegung, die mündige Selbstbestimmung einer „jungen Kirche“ zu sichern.²³

Zu Motts strategischen Überlegungen gehört auch, dass er auf die Städte als wichtige Ziele der Missionierung aufmerksam macht. Das sei schon immer so gewesen, seit etwa Paulus die Städte missioniert habe und dort später die Bischofssitze entstanden seien, von wo aus das Land ringsum missioniert wurde. Jede Sache, „die ein Land erobern will, muss sich mit den Zentren befassen, die in politischer, kommerzieller, unterrichtlicher oder sozialer Beziehung von Einfluss und Bedeutung sind“ (106). Missionsstationen und Bildungseinrichtungen sollten daher in großen Städten unterhalten werden. Diese Überlegungen Motts könnten den Eindruck erwecken, als ginge es ihm primär um die Hinwendung der Mission zu den Eliten. Dieser Eindruck ist nicht falsch, wenn man sich auf die strategischen Überlegungen einlässt. Allerdings hat Mott auch betont, dass man die Begünstigten und Einflussreichen nicht bevorzugen dürfe. Das Beispiel Jesu und die Kirchengeschichte zeigten, dass, wenn das Christentum in einem ganzen Land den Sieg davontragen soll, „es zuerst von den niederen Klassen und Massen festen Besitz ergreifen muss“ (105).

Die Konzentration auf die Bildungsschicht ist jedoch noch tiefer verankert als bloß unter strategischen Gesichtspunkten. Mott ist davon überzeugt, dass die Eliten in den nicht-christlichen Ländern sich nach westlichen Standards in der Wissenschaft orientieren werden, was aber nichts anderes bedeutet, als dass sie sich a-religiösen oder gar anti-religiösen Ideen verpflichten würden. Die westlichen Wissenschaften haben sich von einer religiösen Weltbetrachtung gelöst, und die östlichen Wissenschaftler, die sich von ihren hergebrachten Traditionen abwenden, verfallen zugleich

²² Im Englischen spricht man von dem sog. Missionsbefehl in Mt 28 als von „*Great Commission*“; daher nennen sich die Angehörigen des Missionsausschusses „*Commissioners*“.

²³ Nach der Machtergreifung der Kommunisten in China diente die Formel seit 1950 dazu, alle Verbindungen zum Ausland abzubrechen. Die patriotische Drei-Selbst-Bewegung wurde zu einer chinesischen Institution des Protestantismus.

dem alle religiösen Ideen zerstörenden Einfluss des Westens. Daher drängt die Zeit zu höchster Missionseile, damit die gebildete Klasse nicht „in Agnostizismus und religiösen Indifferentismus“ versinkt. Die christliche Mission ist daher der Schutzschirm vor dem sozialen und ethischen Chaos, das durch den Niedergang der alten Kulturen unter westlichem Einfluss im Entstehen ist und durch die Mission abgewendet werden muss (104). An dieser Argumentation fällt auf, wie sehr der Westen als Negativfolie herangezogen wird und wie sehr er daher selbst einer Evangelisierung bedürfte. Dass Mission auf sechs Kontinenten geschehen muss und kein Land „christlich“ ist, war eine Erkenntnis, die sich erst seit dem verheerenden Zweiten Weltkrieg und der Weltmissionskonferenz in Willingen (1952) und vollends in Mexico City (1963) durchzusetzen begann.

Als viertes Erfordernis nennt Mott ein methodisches Vorgehen. Auch hier lässt sich wieder eine martialische Sprache erkennen: „Die Missionsstrategie befaßt sich nicht nur mit dem Lande, das erobert werden soll, und den gegnerischen Mächten, sondern auch mit den Kräften, die ins Feld gestellt werden müssen ...“. In einem spärlich besiedelten Gebiet bedarf es weniger Missionsstationen als in dicht bevölkerten Gegenden. Außerdem gilt es, den Kulturzustand zu beachten. Die hochzivilisierten Bewohner der aufgeklärten Teile des Ostens sind anders zu behandeln als „abergläubische“ Stämme im Herzen Afrikas (109). Die Verteilung der Kräfte wird wesentlich auch dadurch bestimmt, wie viele „eingeborene Missionsarbeiter“ bereits zur Verfügung stehen. Schließlich wird oft übersehen, dass man je nach den sich verändernden Verhältnissen die Verteilung der Missionskräfte revidieren muss, um einer Erstarrung vorzubeugen und um leistungsfähig zu bleiben (110).

Zum Schluss dieses Kapitels nennt er die Voraussetzungen für eine erfolgreiche Umsetzung des Missionsplans. Was er anfänglich aufführt, mag sehr schwülstig klingen, ist aber von dem Methodisten Mott durchaus realistisch gemeint: „Es gehört dazu ein Geist unermüdlicher Geduld, gesammelten Ernstes, zündender Begeisterung, unerschütterlichen Heldenmuts, siegreichen Glaubens und christusähnlicher Liebe.“ Vor allem aber hängt der Erfolg davon ab, dass „in den missionierenden Truppen“ Einigkeit herrscht. Es zeigt sich hier ganz deutlich, dass das ökumenische Problem der Zerspalttheit der Christenheit am dringlichsten von der Mission in Frage gestellt wird. Anders gesagt: Mission stellt die Frage nach der Einheit der Kirche um eines glaubwürdigen Zeugnisses der Christenheit gegenüber nicht-christlichen Menschen, Stämmen und Völkern. Mott bringt es so auf den Punkt, dass er die gegenseitigen Übergriffe auf den Missionsfeldern, die Reibungen unter den Missionsgesellschaften und die dadurch verursachten Kraftvergeudungen als „Sünde“ bezeichnet (111). Er zitiert ungenannt bleibende Kenner der Situation, die davon ausgehen, dass das Zusammenwirken aller Kräfte „im vollen Bewusstsein unserer Einheit in Christo“ einer Verdoppelung der missionarischen Kräfte gleichkäme. Mit anderen Worten: die Einheit hätte eine solche segensreiche Folge, dass al-

lein die Reibungsverluste, die durch die Zerrissenheit auftreten, einer effektiven Verdoppelung gleichkäme, ohne dass auch nur ein Missionar mehr arbeiten müsste.

Die Kommission der Edinburgher Konferenz, die sich mit Fragen des Zusammenschlusses der Missionsgesellschaften beschäftigte, hatte in ihrem Bericht erklärt:

„Die Zeit ist kurz; der Tag unserer Gelegenheit ist begrenzt [...]. Zur Erfüllung dieser überwältigend großen Aufgabe [das Evangelium in die nicht-christlichen Länder zu tragen] erscheint es wesentlich, dass die Kirche eine geschlossene Front zeigt. Ihre Spaltungen sind eine Quelle der Schwäche und tun der Wirksamkeit ihres Bekenntnisses zu dem einen Evangelium des Sohnes Gottes Eintrag. Die Folgen sind groß [...] (112) Es ist nicht zu verwundern, dass die, welche in der Front dieses großen Kampfes stehen und auf deren Geist und Herzen der Ernst der Folgen am unmittelbarsten lastet, zuerst die Notwendigkeit des Handelns und engeren Zusammenschlusses erkennen. [...] Wenn die Einigkeitsbewegung auf dem Missionsfeld Kraft und Stärke gewinnen soll, so ist das erste Erfordernis nicht die Abfassung von Einheitsplänen, sondern [...] vor allem anderen sind uns Männer not, welche das Bild der Einheit in sich tragen und auf andere übertragen können, Männer, die wissen, dass die Liebe des Gesetzes Erfüllung ist und die den lebendigen Glauben haben, dass Gott überschwinglich tun kann über Bitten und Verstehen.“ (112 f.)

Diesem Tatbestand, der einem Aufruf zu einer ökumenischen Erneuerung der ganzen Kirche gleichkommt, steht etwas anderes zur Seite, was in dem nächsten Kapitel des Buches von Mott ausführlich zur Sprache kommt. Zur Vorbereitung der Edinburgher Konferenz hatte eine Kommission, wie oben bereits dargelegt, eine Korrespondenz mit Hunderten von Missionaren durchgeführt und u. a. die Frage gestellt, was gegenwärtig das schwierigste Problem der Missionsaufgabe sei. Die meisten Antworten von denen, die doch die Nöte und Schwierigkeiten am deutlichsten vor Augen haben, lautete: „Der Zustand der Heimatkirche“. Mott nimmt dies zum Anlass, die „tödliche Gleichgültigkeit“ der meisten Christen der Mission gegenüber scharf aufs Korn zu nehmen. Wiederum geht er in alle Einzelheiten, um dieses größte Hindernis für die Mission anzupacken. Darauf muss jetzt nicht eingegangen werden. Der Ton ist aber wie bisher äußerst optimistisch, zukunftsorientiert und getragen von der Idee, dass der globale Fortschritt des Christentums unaufhaltsam ist, wenn denn die richtigen Schritte eingeleitet werden.

Schluss

Die Edinburgher Missionskonferenz steht, wie schon gesagt, an einer Nahtstelle der Entwicklung. Die wenigen Delegierte, die von den Missionsfelder geschickt wurden, taten sich durch wichtige Beiträge hervor. Cheng Jingyi aus China hob in seiner Rede am 16. Juni hervor, dass die Missionsgesell-

schaften es der chinesischen Kirche überlassen sollten, sich selbst zu erhalten. „Self-support“ sei keine Bürde, sondern eine Freude. Am 21. Juni sprach er in einem zweiten Beitrag die Frage der Einheit an:

„Speaking plainly we hope to see, in the near future, a united Christian Church without any denominational distinctions. This may seem somewhat peculiar to you, but, friends, do not forget to view us from our standpoint, and if you fail to do so, the Chinese will remain always as a mysterious people to you“.

Er meinte, dass der Denominationalismus für die Chinesen keine Freude sei. Es liege an den „westlichen Freunden“, nicht an den Chinesen, dass es immer noch Hindernisse auf dem Weg zur Einheit gebe. Die Kirche Christi sei „universal“ nicht nur in Bezug auf die Denominationen, sondern auch in Bezug auf die Nationalitäten. Für ihn galt das Motto der Heiligungskonferenzen von Keswick „*All one in Christ Jesus*“.²⁴

V. S. Azariah aus Indien, der später der erste indische Bischof der anglikanischen Kirche wurde, hinterließ großen Eindruck mit seinem Aufruf zur Kooperation, zu Freundschaft und Einheit der Kirchen. Sein Ausspruch war, dass man keine denominationell festgelegten Missionare, sondern einfach „Freunde“ benötige: Zu oft würden die Missionare „Throne im Himmel“ in Aussicht stellen, aber den Einheimischen keinen Stuhl in ihren Wohnzimmern anbieten. Die Kirche müsse lernen, dass alle Heiligen miteinander kooperieren, dass alle zusammen arbeiten, zusammen Gottesdienste feiern und zusammen lernen. Keine ethnische Gruppe dürfe in Isolation verharren. Azariah sprach dann Sätze aus, die immer wieder zitiert werden:

„Through all the ages to come the Indian Church will rise up in gratitude to attest the heroism and self-denying labours of the missionary body. You have given your goods to feed the poor. You have given your bodies to be burned. We also ask for love. Give us FRIENDS“.²⁵

Bei aller Westlastigkeit der Edinburger Tagung wird durch solche Appelle der „ekklesiale Kolonialismus“, der sich auch in der militärischen Sprache zeigt, in kleinen Ansätzen abgebaut. Schwach, aber dennoch greifbar tritt an die Stelle des westlich-kirchlichen Kolonialismus die Vision einer Möglichkeit, zu einer „globalen Gemeinschaft“ zu gelangen und die Einheit der Kirche als globales Ziel vor Augen zu haben. Die Konferenz schloss mit dem Absingen der Doxologie, nachdem man zuvor den Fortsetzungsausschuss gewählt hatte, dem Oldham als vollzeitlicher Sekretär zugeordnet wurde und dem John R. Mott, der 1946 den Friedensnobelpreis erhielt, vorstand.

Die ganzen Träume und Erwartungen, die hohe Begeisterung und die detaillierten Planungen, denen man eine gewisse Folgerichtigkeit nicht absprechen kann, zerstieben im Nu durch den Ausbruch des Ersten Weltkrieges. An die Stelle einer möglichen Hinwendung nicht-christlicher Völker

²⁴ Bryan Stanley, wie Anm. 6, 108 f.

²⁵ Ebd., 125.

zum christlichen Glauben trat die durch den Krieg hervorgerufene totale Desillusionierung: Wenn das Christentum derartige Folgerungen zeigt und die Religion der Liebe auf den Schlachtfeldern endet, auf denen die Jugend der „christlichen“ Völker Europas ihr junges Leben lassen muss, was war dann der christliche Glaube wert? Diese bedrückende Frage stürzte das Christentum in seine bisher größte Glaubwürdigkeitskrise und setzte der Mission deutliche Grenzen. Es bewahrheitete sich auf ganz ungewohnte Weise, dass der Zustand der Heimatkirche das größte Hindernis für die Ausbreitung des Christentums darstellte.